

Das Pfennig-Magazin

für

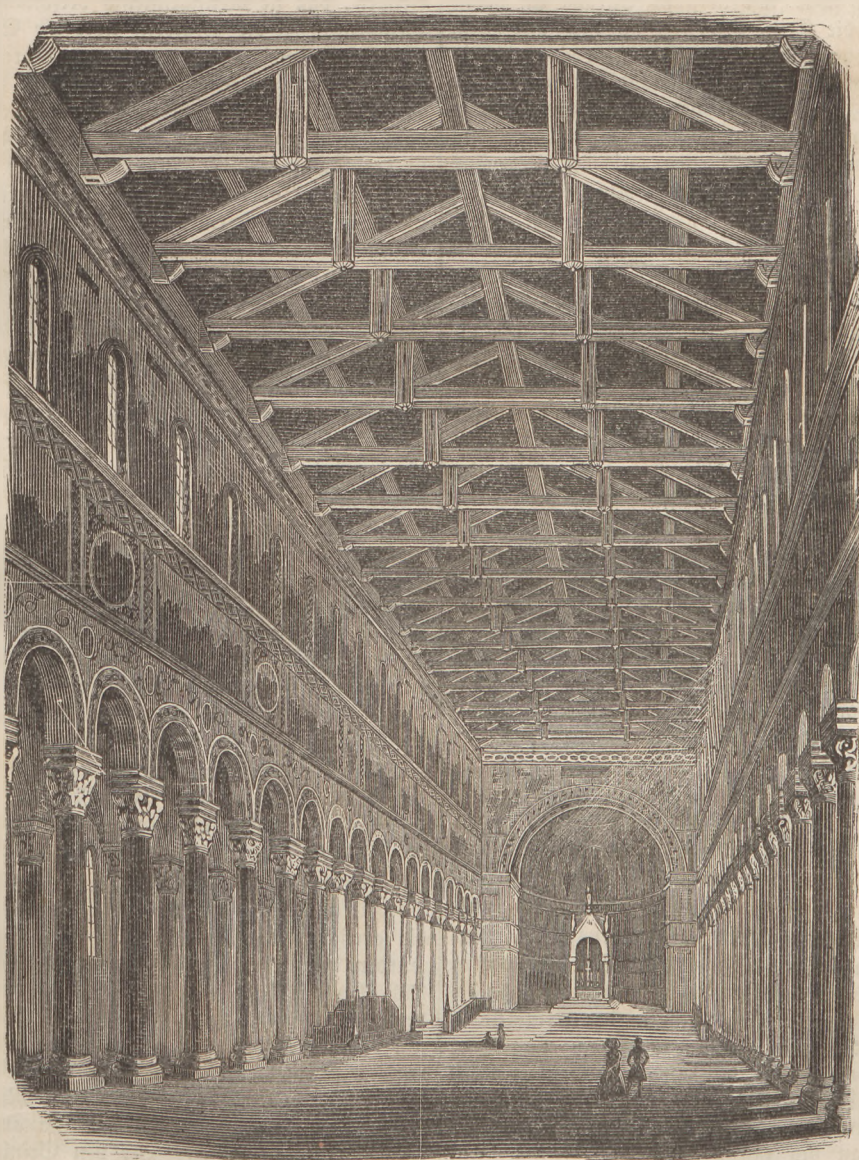
Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 454.]

Neue Folge. Neunter Jahrgang.

[13. September 1851.

Das Innere der Bonifaziuskirche in München.



Vergleiche über München Pfennig-Magazin, Jahrgang 1845, Nr. 140; Jahrgang 1850, Nr. 407.

Die große Theuerung und Hungersnoth in Frankreich in den Jahren 1030—34.

Von Zeit zu Zeit gibt es auf einem großen Theile der Erde Missernten; anhaltende Dürre oder Nässe läßt den Samen nicht aufgehen oder die Feldfrüchte nicht einsammeln. Je schwieriger die Verbindung des einen Landes mit dem andern ist, je mehr es an guten Landstraßen oder schneller Schifffahrt fehlt, je mehr Hindernisse dem allgemeinen Verkehr entgegenstehen, je ausgebreiteter der Mißwachs ist, desto größer pflegt dann die Theuerung zu werden und in wahre Hungersnoth auszuarten, weil die Zahl Derer, welche den hohen Preis für die weit hergeholtten Lebensmittel bezahlen können, immer mehr abnimmt. Wir haben in den neuesten Zeiten selbst ein solches Beispiel gehabt. Das Jahr 1846 war fast in ganz Europa ein höchst ungünstiges für die Ernte gewesen; nur Rußland allein konnte, zum großen Theil, den Mangel decken, der in Frankreich, England und Deutschland bis zur Ernte 1847 herrschte. Die Eisenbahnen, die Dampfschifffahrt erwiesen sich damals von unglaublichem Nutzen, denn sie schafften Hunderte von Meilen weit den Ueberfluß dahin, wo der Mangel herrschte. Nichtsdestoweniger gab es traurige Erscheinungen genug. Die Preise des Getreides stellten sich für Tausende von Menschen zu hoch, um von ihnen bezahlt werden zu können; es griffen solche dann zu ungewöhnlichen und nicht zureichenden Nahrungsmitteln; es entstanden hieraus ansteckende Krankheiten und die Zahl Derer, welche denselben erlagen, ist vielleicht größer gewesen, als man es sich wol vorstellen mag. Nur in Oberschlesien zählte man noch 1850 4000 Waisen, deren Altern ein Opfer des Hungertyphus geworden waren. Dabei fehlte es auch nicht an Ausbrüchen der Verzweiflung; man plünderte, wo Getreidevorräthe waren; man nahm den Landleuten auf dem Markte gewaltsam weg, was sie zum Verkauf brachten; Altern gaben ihre Kinder preis, ja selbst an Scenen soll es nicht gefehlt haben, wo man Menschen mordete, um ihr Fleisch zu genießen.

Wenn solche Dinge in unsern Tagen vorkommen konnten, wo doch größere Volksbildung, Polizei und Ordnung ist, so kann man sich denken, wie furchtbar eine Theuerung in alten Zeiten sein mußte, weil es da an allen Mitteln des Verkehrs fehlte, die uns zu Gebote stehen, wo es weder gute Landstraßen noch schnelle Schifffahrt gab. Die ältere Geschichte erzählt daher sehr häufig von großer Theuerung, und namentlich berichtet sie von einer solchen, welche in Frankreich vom Jahre 1030 bis zur Ernte 1033 herrschte, indem sie zuletzt in die furchtbare Hungersnoth ausartete. Anhaltender Regen in der Säe- und Erntezeit hatten während der ersten den Landmann außer Stand gesetzt, das Feld zu bearbeiten und in der Erntezeit es unmöglich gemacht, das Wenige, was noch etwa hätte eingebracht werden können, in die Scheunen zu bringen. Aus der Ferne den mangelnden Bedarf zu beziehen, wäre aus den angeführten Hindernissen im Verkehr schon an sich fast unmöglich gewesen; allein der Mißwachs war nicht bloß auf Frankreich beschränkt, sondern nicht minder groß im Morgenlande, in Griechenland, in Italien, in England gewesen, und so stieg der Mangel dermaßen, daß sich kaum der Einzelne demselben entziehen konnte. Die Großen und Wohlhabenden schlichen — berichtet ein Zeitgenosse, Rudolf Glaber — gleich den Armen wie Gespenster umher, und wenn noch Jemand Lebensmittel zu verkaufen hatte, stand es ganz in seiner Macht, den Preis dafür zu

bestimmen. Bis zu 60 Goldfüßen ward ein Scheffel Getreide bezahlt. Die Menschen verzehrten alle Thiere und Vögel, die in ihre Hände fielen, und sättigten sich, als diese nicht mehr zu bekommen waren, mit den unnatürlichsten und ekelhaftesten Stoffen. Sie griffen zu allen Wurzeln und Grasarten. Man darf nicht glauben, daß der alte Chronikenschreiber hier übertrieben habe; denn auch die dreijährige Theuerung 1771—73 in Deutschland wird vom Dichter Daniel Schubarth in ähnlicher Weise geschildert. Der Hunger

Griff mit der Rechten nach Wurzeln, mit der Linken
nach Ähren,
Da welkte mit Gras im Munde der Greis,
Da starb vom Kalkmehle der Jüngling,
Da sog der Säugling Blut!

Viele ließen sich selbst vom wüthenden Hunger so weit blenden, daß sie Menschenfleisch verschlangen. Auf den Straßen fielen die Stärkern über die Schwächern her, schlachteten und zerkleinerten sie und brateten die Glieder ihrer Opfer. Viele flohen von einem Orte zum andern, und wenn sie Abends in einer Hütte um Obdach baten, wurden sie von den Bewohnern derselben in der Nacht erwürgt, um verzehrt zu werden. Oft lockte man Kinder, indem man ihnen einen Apfel oder ein Ei zeigte, nach entlegenen Orten, um sie dann aus gleichem Grunde zu ermorden. In mehreren Gegenden wurden die Todten aus den Gräbern gerissen, um genossen zu werden, ja als ob der Genuß des Menschenfleisches ganz in der Ordnung sei, sah man einen Mann auf dem Markte von Tonnerre gekochtes Menschenfleisch verkaufen; man nahm ihn fest und er leugnete sein Verbrechen gar nicht. Er wurde verbrannt und das Fleisch vergraben; allein in der Nacht förderte es ein Anderer wieder zu Tage, um sich zu sättigen und wurde, als man es entdeckte, ebenfalls verbrannt. Im Walde von Maçon hatte ein Mann eine Hütte gebaut, wo er jedem Wanderer Obdach in der Nacht gewährte, um ihn zu tödten, und als man Verdacht schöpfte, entfloh er; allein in seiner Wohnung fand man 48 Köpfe von Männern, Frauen und Kindern, die er allmählig getödtet und verzehrt hatte. Endlich wurde er festgenommen und verbrannt. Der schreckliche Hunger brachte Andere dahin, das sogenannte Bergmehl, eine schmierige Erde, zu graben und sie mit Mehl zu mischen, um so das Auge, dann aber den Magen zu täuschen. Alle Menschen schlichen bleich und kraftlos umher oder lagen auf der Erde, die meisten Todten aber konnten nicht begraben werden, weil fast Niemand da war, der daran hätte denken können.

Hierzu gesellte sich dann eine andere Plage; durch die große Menge Leichname, die überall umherlagen, wurden die Wölfe scharenweise herbeigelockt und so an das Menschenfleisch gewöhnt, daß sie auch die Lebenden angriffen. Fromme Leute — erzählt unser Chronist —, die Gott fürchteten, machten mit Anstrengung aller Kräfte Gräber bereit, wo der Vater dann den Sohn, der Bruder den Bruder, die Mutter das Kind hineinlegte, sobald sie sahen, daß sie ausathmen wollten, indem nicht selten, wer den Seinigen den letzten Liebesdienst erwies, mit ihnen zugleich in die Grube sank. Andere sah man beschäftigt, ihnen Unbekannte, aber eben Sterbende in ein solches offene Grab zu legen. Die Kirche gab ihre Schätze und Kleinodien her, die Armen zu unterstützen, vermochte aber ebenso wenig dem Übel zu steuern, sodaß sie sich darauf beschränkte, nur den Kräftigern und Gesünderen täglich Nahrung zu schaffen, damit es der Erde nicht ganz an Händen zur Bearbeitung fehlte. Drei volle Jahre

hielt dieser schreckliche Zustand an, bis zur Ernte 1033, die so reichlich ausfiel, daß sie für fünf gewöhnliche gelten konnte, wie derselbe Geschichtschreiber versichert, der uns diese Schreckensnachrichten aufbewahrt hat und um so mehr Glauben verdient, da auch die spätere Zeit, ja selbst das 19. Jahrhundert, wenn auch nicht so schreckliche, doch ähnliche Scenen hat sehen lassen.

Die leuchtenden Meerfliegen.

Es gibt unendlich viele Thiere, welche in der Dunkelheit ein helles, glänzendes, phosphorisches Licht entwickeln. In unserm Erdstriche ist es gerade nicht sehr der Fall. Die niedlichen Johanniskäferchen ausgenommen, allenfalls auch, obschon nur selten, den Regenwurm und vielleicht den oder jenen Fisch, wird man wol wenig Spuren haben; denn das Funkensprühen der Ragen z. B. hängt nicht hiermit, sondern mit der Elektrizität zusammen. Dagegen findet sich dieses merkwürdige Licht theils bei Insekten, theils bei Meerthieren vornehmlich in den wärmern Himmelsstrichen. Der Leuchtkäfer oder Laternenträger gehört vor allen hierher. Er leuchtet, daß man glauben möchte, die Schachtel brenne, in welcher man ihn aufbewahrt, und allenfalls kann man bei seinem Lichte in einem Buche lesen. Wol 50 Arten dieses Käfergeschlechts gibt es; doch alle in den heißen Gegenden, und also nicht in unserm Europa. Inzwischen bietet uns das letztere doch auch eine dadurch vornehmlich ausgezeichnete Insektenart: eine leuchtende Meerfliege, von der wir erst seit etwa 60—70 Jahren etwas Genaueres wissen und die sich ebenfalls nur in den südlichen Breiten vorfinden dürfte. Namentlich überrascht das Leuchten derselben während der heißen Jahreszeit häufig im Mitteländischen Meere und seinen verschiedenen Einbuchten bis ins Schwarze Meer hinunter. Als ich Abends in mäßiger Dunkelheit auf der Postbarke von Venedig nach Mestre fuhr, schien das Meerwasser, so oft ein Rudererschlag darauf fiel, ringsherum, wo er hinwirkte, eine schön leuchtende Flamme zu sein und die Barken selbst jeden Augenblick in Feuer aufgehen zu müssen. Ich fragte vergebens nach der Ursache dieser glänzenden, prachtvollen Erscheinung; doch den Gondelführern wie den Mitreisenden war es ein viel zu gewöhnliches Schauspiel, um nur darauf zu achten, und: „Das Meer leuchtet um die Zeit immer so!“ war die ganze Antwort, die ich erhielt, bis ich erst in der Heimat mit der Ursache genauer bekannt ward. Das glänzende Schauspiel wird durch kleine Fliegen bedingt, welche auf dem Mitteländischen Meere zu Hause sind, allein vorzugsweise die Lagunen Venedigs bewohnen, indem sie sich gar gern im hohen, dichten Meergrase, dem Seetang, aufhalten. Der letztere wird von ihnen selbst gleichsam erleuchtet, und natürlich muß man sie in der Regel vorzugsweise an den Küsten oder in engen Buchten und Meeresarmen finden, wie eben die Lagunen sind, weil hier der Seetang am besten gedeiht, indem man aber bei Genua, Sicilien u. s. w. ebenso oft Gelegenheit hat. Bianelli de Chiozza war der Erste, welcher zu Ende des vorigen Jahrhunderts das feurige Phänomen aufklärte, worauf dann der noch berühmtere Spallanzani es vollends zur Klarheit brachte. Als er sich an dem Gestade der Meerenge Siciliens aufhielt, nahm er öfters eine Menge Seetang in einem Gefäß voll Meerwasser mit in seine Wohnung nach Messina, wo er nun in einem dunkeln Zimmer die Thierchen

genau beobachtete. Sie leuchteten da hell genug, daß er sah, wo sie saßen und sie sanft mit den Fingern ablösen konnte. Ein andermal breitete er auf dem Boden des Gefäßes ein leinenes Tuch aus, und schüttelte er nun den Targ lebhaft, so fielen sie herab, worauf die Leinwand wie mit glänzenden Sternen übersät war. Hier konnte er sie nun mit einer scharfen Lupe vollkommen untersuchen und er fand zweierlei Arten, die, an Größe verschieden, doch in der Eigenschaft Eins waren, daß sie durch ihr phosphorisches Licht eine der überraschendsten und angenehmsten Erscheinungen bewirkten, die man im Sommer im Mitteländischen Meere sehen kann.

Der Traum des Soldaten.

1.

Steiermark ist ein herrliches Land. Hohe Berge, tiefe Thäler, reiche Weiden, schöne Menschen, Alles hat Steiermark. Da wird ein Junge geboren in einfachem Hause. Der kräftige Vater, die starke Mutter, die das Kind in den Armen hält, das ist ein liebliches Bild. So sollte es sein: die Menschen beisammen in der Familie, Eins das Andere durch Liebe erfreuend und erquickend.

Ach, es wäre schön, wenn man nur der Natur folgen könnte, und leben, wie ein Mensch, so frei und uneingeringt, wie Gott den Menschen geschaffen hat. Nun, das war der junge Seppel auf seinen Bergen, auf seinen Wiesen. Er wuchs heran wie eine Tanne, er blühte wie eine wilde Rose — da ward die Rose gebrochen.

2.

Eines Tages kamen Werber des Kreises ins Dorf; der Kaiser brauchte Soldaten. Was denkt der Naturmensch an den Krieg, an den gräßlichen, unmenschlichen Krieg! Die Civilisation bringt solche Unnatürlichkeiten mit sich, und wir müssen uns fügen. Von den blühenden Alpen, aus dem Kreise lieber Menschen, aus der Mitte der edelsten Beschäftigungen muß der Mensch fort. Und noch dazu der junge Mensch.

Seppel trug einen Bund wohlriechender Kräuter auf dem Arme und ward ganz starr, als ihn der Werber bei der Hand angriff und in die Reihen der kaiserlichen Armee einreichte. Das Jugendparadies war verloren.

3.

Da liegt Seppel in Ungarns unendlichen Ebenen in peiniger Winternacht und — schläft. Er schläft. Er hat ein ruhiges Gewissen von seinen steiermärker Bergen mitgebracht und in den Gräuelkriegen sich bewahrt. Da brennen die Wachfeuer halb erloscht, dort stehen Vorposten bei den Kanonen, Alles ruht; morgen aber entbrennt schon wieder die blutige Schlacht und der arme Soldat, der so ruhig schläft, ist vielleicht die Beute der ersten Kugel! Süße Ruhe auf fremder Erde, welche frohe Gedanken zauberst du in das schlafende Wesen! Da ist ihm, der grausame Krieg sei beendigt; Alles geht nach Hause und auf Urlaub eilt Seppel den heimathlichen Gebirgen zu. Und da — da oben auf dem Berge, im Morgendunkel, da liegt das Dorf, das ihn gebar. Die Ziegen weiden gleichgültig an den Bergen; aber die Menschen, die ihn einst liebten, sie ahnen seine Ankunft, sie kommen! Die jüngern Geschwister mit flüchtigen Füßen,

weinend, jubelnd den Bruder umfangend. Und oben steht der alte Vater und streckt die Hände aus: „Mein Sohn, Sepperl!“ Mehr kann er nicht sagen. In ein paar Sprüngen ist Sepperl beim Vater, eben will er den weinenden Greis umarmen — da donnert eine Kanone! Sepperl erwacht, er hatte geträumt!

Die Soldaten passen auf; die Signale ertönten, in kurzer Zeit begann der Kampf. „Vorwärts!“ rief Sepperl und schwang das Schwert; da drang eine Kugel durch seine Brust; der arme Sepperl war todt. Der schöne Traum!



Die Ruinen von Egglestone.



Oben im Norden des eigentlichen Englands, in Northumberland, wo dies in die rauhere Grenze von Schottland übergeht, liegt das Bisthum Durham und in ihr ward in altersgrauer Zeit, schon im 9. Jahrhundert, wo nicht noch früher, ein Kloster Egglestone gegründet. Prachtvoll waren die Bewohner desselben eingerichtet. Ein Blick auf unsere Abbildung zeugt noch jetzt von dem festen Bau, den herrlich gewölbten Fenstern des Kirchengebäudes, den hohen Bogenfenstern der reichen Abtei. Doch Alles sank als Opfer einer spätern, andern Zeit. Unter Heinrich VIII. hatte das Kloster das Schicksal wie so viele andere. Man zog die Güter ein, vertrieb die Bewohner, überließ die

Gebäude der Vandalenwuth der Nachbarn und so wachsen nun Bäume und Sträucher auf den geweihten Mauern, und wo heilige Aelte begraben liegen, lagern sich müde Schäflein oder finden reiche Nahrung im Grase, das überall den Boden überzogen hat. Für die Umgegend selbst aber bieten die Ruinen eine malerische Zierde, wie sie nur selten vorzukommen pflegt. Am meisten Ähnlichkeit haben sie in Deutschland mit den Ruinen von Paulinzelle in Thüringen und von Valkenried im Harze. Wer mir dies Bild ohne Unterschrift zeigte und wissen wollte, was es vorstelle, dem würde ich gesagt haben: Paulinzelle.

Eine Auswandererfamilie.

(Beschluß.)

„Lootse, Lootse, seid Ihr Eurer Fahrt sicher?“ rief Dusenbach voll Angst mitten durch das Gebrause des Sturms.

„Ja, Herr, ja, erklang John Dory's Stimme vom Mast seines plumpen Rähneins herunter: Hollah, ho! Ihr lauft mit dem Backbord dem Vordertheil geradezu auf das Riff.“

„Halt ab, ins Teufels Namen!“ rief der zornige Capitain. „Hollah! die Laternen vom Steuerbord und Vorderbord in gerade Linie, so kommen wir in stillen

Wasser und tiefen Grund. Immer besser! — Bringt an den Wind, an den Wind. — So, jetzt bleibt dabei!“

In diesem Augenblicke sah man eine breite glänzende Wand längs der Windseite des Schiffs, gegen welche es, vom Sturm seitwärts gebeugt, mit Macht herangeschleudert wurde. „Lootse, seid Ihr sicher, ganz sicher?“ schrie der verzweifelte Capitain des „Palatin“.

Ganz sicher, Capitain; die Laterne am Steuerbord . . .

Zum Henker eure Laternen! Was ist das da vorn?

Seh' ich's nicht, hör' ich's nicht branden? Halt ab — bröhrnte der Capitain mit aller Kraft seiner mächtigen Lungen — halt ab.

Er sprang selbst ans Ruder und riß es mit Macht herum; das Schiff schwankte, wendete sich und schoß abermals vor dem Winde dahin. Aber im nächsten Augenblick rannte es mit einem so gewaltigen Stöße fest, daß jedes Bret krachte und daß schier die Masten über Bord geschleudert wurden. „Es ist leß“, heulte der Capitain und biß die Zähne wüthend übereinander. „Werst ihm einen Strick zwischen seine Bramstengen und fahrt ihn in den Grund, den Schurken von einem Loofsen, der uns in dies Teufelsloch geführt hat!“

Seht Ihr, Herr Capitain, sprach Dory mit der größten Kaltblütigkeit, den Lärm könnt Ihr sparen. Meint Ihr, ich wäre so ein Narr, daß ich in einer finstern Nacht wie jetzt zum Hafen herausliefe bloß um der Ehre willen, in Eurer Gesellschaft zu scheitern?

Zum Henker auch, rief der Capitain voller Wuth, ist nicht dort das Riff und triebt Ihr nicht das Schiff gerade darauf los?

Ja wol, dort ist das Riff, und ich fuhr darauf los. Das Fahrwasser liegt dicht unter dem Felsen an der Reefseite, aber es ist schmal wie ein Indianerfahrzeug. Ich kann wol machen, daß ein Schiff in der finstern Nacht hindurchkommt; aber Ihr, Herr, treibt den Loofsen vom Steuer weg, und da sitzen wir nun.

Wo sitzen wir? rief Dusenbach.

Wo? Fest auf einer Sandbank, zwischen dem Lande und dem Hufeisenriff.

Inzwischen brach der Tag an und sie übersahen allmählig ihre Lage. Eine kleine Meile unter dem Wind dämmerte ihnen die Küste durch Nebel und Regen; sie war mit Dory's Leuten besetzt, die voller Erwartung und Vertrauen auf John's Loofsentünste die ganze Nacht am Strande zugebracht hatten. Das Schiff lag auf einer Sandbank innerhalb eines Halbkreises von Klippen und kaum eine Kabellänge von der Brandung. Durch diese Lage war es vor der Gewalt der Wellen so ziemlich geschützt, nur von Zeit zu Zeit wälzte sich eine thurmhohe Brandung über die Felsenwand hinweg und stürzte sich auf Verdeck und Planken. Mit der Sonne erhob sich auch der Sturm und raste landwärts. Die Wellen schmetterten eine nach der andern wie Wasserfälle über das rettungslos verlorene Schiff. Alle Boote wurden vom Verdeck weggerissen, vom Lande her konnte keins ankommen, und selbst John Dory sendete ängstliche Blicke nach dem Strande aus. „Was meint Ihr, Loofse“, sprach Dusenbach, „wie lange wird es das Schiff aushalten?“

Je nun, ich habe schon einmal, da weiter draußen, ein Schiff in kleine Stücke zerschlagen gesehen, es dauerte nicht länger als vier Stunden.

Der „Palatin“ trogte jedoch Wind und Wellen mit erstaunlicher Kraft. Zwar hörte man den Pumpenstoß unaufhörlich arbeiten und sah das Schiff immer tiefer in den Sand hineinbohren. Indes waren vier Stunden vorüber und der Sturm ließ allmählig nach. Die Sonne ging wieder unter, und als hätte das Unwetter jetzt sein Werk vollendet, zog es seine Wolkenmassen ein und verschwand. Der Wind sprang um und blies munter aus Südwest; von der Insel her fuhren Boote seitwärts an das Schiff heran.

Raum war Dusenbach von der dringenden Gefahr, welche ihn die letzten 24 Stunden hindurch allein beschäftigt hatte, erlöst, so richtete er seine Gedanken wieder auf die frühern Pläne. Das Schiff war übel zugerichtet und mußte noch in derselben Nacht verlassen

werden; blieb es aber da liegen, wo es lag, so kamen binnen wenigen Stunden die Inselbewohner an Bord, woselbst sich noch acht Seelen befanden, die von dem schändlichsten Verbrechen erzählen könnten, das je zu Lande oder Meer begangen worden. Endlich faßte er einen Entschluß, und dieser war schrecklich genug, nämlich: alle Gegenstände von Werth in Sicherheit zu bringen, dann Feuer an das Schiff zu legen und Alle, die seine Ankläger werden konnten, in den Flammen umkommen zu lassen. Er ging darüber mit Dusencombe und Reynolds, der scheinbar sich ihm anschloß, zu Rathe. Reynolds zweifelte zwar keinen Augenblick daran, daß John Dory das Schiff vorsätzlich auf die Klippe getrieben hatte, und empfand daher ein großes Mißtrauen gegen diesen Menschen; gleichwol aber war jetzt die einzige und letzte Gelegenheit, und er mußte sie benutzen, um den Lohn für seine kluge und meisterhafte Verstellung zu ernten und ein Leben zu retten, das ihm theurer war als sein eigenes. Er hatte mit aller Vorsicht dem John Dory eröffnet, was es eigentlich mit Dusenbach und seiner Mannschaft für eine Bewandniß habe und welchem schrecklichen Schicksale die Passagiere entgegensehen müßten. Dory, halb und halb selbst ein Räuber, entsetzte sich doch bei dieser Eröffnung.

Behüte uns Gott, sprach er, das ist zu arg für unser einen. Es freut mich aber doch, weil mir schon in den Sinn kam, wir trieben es wol selber ein wenig zu schlimm. Die beiden Männer beriethen sich aufs eiligste. Es war schon dunkle Nacht und die Boote waren im Begriff abzustößen. „Capitain“, rief Dory, „ich lasse mein Boot unter Eurem Stern liegen; wie es aussieht, dürftet Ihr es, meine ich, nöthig haben, ehe wir noch wieder zurückkommen.“

Zwanzig Mann vom Schiffsvolke fuhren mit den Booten an den Strand, um das Schiffsgut zu bewachen. Reynolds wurde in die untern Räume geschickt, um nachzusehen, wie es stände. Er ging mit Widerstreben; denn er fühlte, daß der entscheidende Augenblick nahe war.

Dusenbach eilte mit stürmischen Schritten und grimmigem Gesicht über das Verdeck. In seinem von Stürmen aller Art durchwühlten Geiste tauchte ein neuer Gedanke auf. „Am besten“, sprach er, „man legt sie Alle auf einmal warm.“ Darauf winkte er drei grimmig blickende Bursche zu sich und flüsterte ihnen einen Befehl zu. Zwei von ihnen gingen ans Steuerbord — der Leser weiß, zu welchem Zwecke. Die Mordarbeit war schnell vollbracht. Der dritte von den Bösewichtern schritt der Kajüte zu, wo Marie Vanderlin und ihre Mutter noch allein am Leben waren, aber erschöpft von Krankheit, von den Schrecken des Sturms und von Todesangst. Marie kniete beim matten Schein einer Lampe in betender Stellung vor dem Bett ihrer Mutter. Ihr Blick fiel auf den Mörder, wie er eintrat und blieb, wie vom Blick eines Basilisken getroffen, in sprachlosem Entsetzen an ihm haften. Er hielt inne; er versuchte sich zu nähern, unablässig verfolgte das Auge des Mädchens seinen Blick. Der Bösewicht fühlte sich wie gelähmt; er war nicht im Stande, seinen mörderischen Vorsatz auszuführen. Möglicherweise wendete er den Schritt und floh in den entlegensten Winkel des Schiffs. In demselben Augenblick eilte Reynolds aus dem Vorderraum herbei, sah die Thür der Kajüte offen, sah, wie eine dunkle Gestalt mit dem Messer herausstich und schnell verschwand. Die Verzweiflung fuhr ihm durch Mark und Bein; er stürzte mit Blitzesschnelle die Stufen zur Kajüte nieder:

da lag Maria leblos, aber ohne Spuren äußerer Gewalt.

Maria, rief er und hob sie in die Höhe, Maria, komm zu dir! Sie schlug die Augen auf.

Ich will ja sterben, ich bin bereit, stöhnte sie.

Nein, leben sollst du, Maria, leben. Er trug sie zum Fenster der Kajüte und schob die Läden bei Seite; John Dory guckte mit seinem breiten Gesicht herein.

Sachte, mein Junge, flink und sachte! flüsterte er, nahm Reynolds seine Bürde ab und legte sie sorgfältig ins Boot nieder. In der nächsten Minute war auch Reynolds mit Mariens Mutter wohlbehalten an Bord; die Stricke wurden gelöst, das Boot trieb vom Schiffe ab, die Segel wurden aufgezo-gen und sie flogen mit dem Winde der Küste zu. Welche Sprache wäre im Stande, die Empfindungen der Mutter und Tochter zu schildern, als sie die wache Überzeugung, die glückselige Gewißheit empfanden, aus solchem Schrecken und Greuel so wunderbar gerettet zu sein. Sie weinten, sie beteten, sie dankten mit warm überströmenden Herzen ihren Befreier.

Ei, Madame, ja wol, sagte der wackere John. Klug ward es angestellt, das muß wahr sein, just so klug wie meine Lootsenfahrt in der letzten Nacht, und ich denke, es soll mir was Rechtes darauf zugute geschrieben werden; denn ehrlich gesagt, ich habe eine mächtige Rechnung im großen Schuldbuche auslaufen lassen, und ich meine, es wird bis morgen früh noch mancher Posten dazukommen.

Sie näherten sich der Küste mit großer Schnelligkeit.

Seht da, Herr Reynolds, hob Dory wieder an, da sind etliche von euren Kisten und auch von euren, Madame, wie es mir nach den Anfangsbuchstaben scheint; ich habe sie wohlbedächtig in mein Boot hineingestaut, und wie sie abstoßen wollten, war ich so pffissig und froch selbst hinein. Nun aber, meine ich, thut ihr klüger, wenn ihr gar nicht an der Insel landet. Auf Blak-Island sind sie Alle Wackräuber, und es gibt da noch viel zu thun, wozu sie keine Zuschauer am Strande brauchen mögen.

Und was wird mit Dusenbach geschehen? fragte Reynolds.

Dafür laßt John Dory sorgen; wir werden auf Blak-Island ein Kriegsgericht über ihn halten, und man soll die Execution von hier bis Nantucket sehen. Jetzt aber sind wir an der Stelle, wo ihr landen mögt; seht ihr dort die Spitze? Laßt mir mein Boot zu Newport stehen, da kann ich es mir wieder holen. Nun gute Fahrt! Hier habt ihr ruhig Wasser, guten Wind und helles Sternenlicht und außerdem seht ihr das Leuchtfeuer von Sekonnet.

Früh am andern Morgen lief das Boot glücklich in den Hafen von Newport ein. Die kleine Gesellschaft, die allein von allen Passagieren des „Palatin“ übriggeblieben, verweilte in dieser Stadt, bis Mariens Mutter von ihrer Krankheit hergestellt war. Kurze Zeit darauf reichten sich Reynolds und Maria vor dem Altar die Hand. Als wäre ihnen der Anblick und die Nähe des Meers, woran sich ihnen so furchtbare Erinnerungen knüpften, noch immer schrecklich, eilten sie so schnell als möglich gegen Westen landeinwärts und ließen sich in einem der innersten Bezirke von Pennsylvanien nieder. Ihre Nachkommenschaft bewohnt noch heute denselben Landstrich.

Wir kehren an Bord des „Palatin“ zurück. Es war tief dunkle Mitternacht. Die Schiffsmannschaft und die Leute von der Insel waren dermaßen beschäftigt gewesen, daß fast alle Gegenstände von Werth an

den Strand in Sicherheit gebracht waren. Noch drei Boote lagen neben dem Schiffe und 15 Mann befanden sich noch an Bord, darunter fünf Todtkranke, sechs, die noch im Kielraum nach werthvollen Gegenständen suchten, und vier an den Schlepptauen, die aufpaßten, um Alles, was sich noch finden möchte, emporzuwinden. John Dory mit sechs bis acht Leuten von der Insel lag lässig neben der großen Luke ausgestreckt, und es schien, als wenn sich außer Dory keiner von ihnen um Das bekümmerte, was vorging. Dory näherte sich von Zeit zu Zeit der Stiege zum Verdeck und guckte hinunter. Dusenbach beaufsichtigte die ganze Arbeit in eigener Person.

Nun, was haben sie denn aus dem Kielraum herausgefischt? hob Dory endlich an. Im Nu klammernten sich Alle mit den Händen um die Stiege und sahen mit neugieriger Erwartung in den Kielraum hinab. Schnell wie ein Gedanke riß Dory den Capitain Dusenbach an der Ferse, schlug ihm ein Bein unter und stürzte ihn kopfabwärts in die Tiefe; seine Leute, die um ihn waren, nahmen alsbald denselben Weg, indem Dory's Gefährten ebenso geschickt wie ihr Meister Hand anzulegen wußten. Die Stiegen zum Verdeck wurden gesperrt und jeder Zugang zu den innern Räumen des Schiffs geschlossen. Einige Minuten lang war ein geschäftiges Hin- und Herlaufen auf dem Verdeck, dann stießen die Boote ab. Aber ehe sie noch den Strand erreicht hatten, stiegen vom Bord des „Palatin“ die schwarzen Rauchsäulen empor und bald loderte das ganze Schiff in Flammen auf.

Ein Theil der Schiffsmannschaft befand sich bereits, wie bemerkt, am Lande; wie es dieser erging, ist bald erzählt. Über die Beute des „Palatin“ entspann sich ein blutiger Kampf, in dem von beiden Seiten mehre auf dem Plage blieben; die wenigen übriggebliebenen Matrosen ließ man nicht allein am Leben, sondern nahm sie auch in die Gemeinschaft der Inselbewohner auf. Aber das auf bösen Wegen erworbene Gut verschaffte ihnen weder Zufriedenheit noch Glück, sondern wurde ein Anlaß beständigen Zwistes, harter Vorwürfe und Gewissensbisse. Es kam die Zeit, wo Einer des Andern Anblick nicht mehr ertragen konnte; mehre entschlossen sich, so bald als möglich von den Genossen ihrer Verbrechen zu fliehen, luden ihr Hab und Gut auf ihre Boote und ließen sich hier und dort an der Küste des festen Landes nieder. Unmäßiger Trunk, womit sie die Schrecken ihres Gewissens zu ersäufen gedachten, machte ihrem Leben ein schleuniges Ende. Auf Blak-Island waren zuletzt nur noch drei übrig, denen das Schicksal gestattete, ein elendes, unwürdiges Leben über das Ziel des natürlichen Alters hinzuschleppen.

Die Papuas.

Die Papuas, d. h. die Eingeborenen von Australien, glauben an eine eigenthümliche Art von Seelenwanderung nach dem Tode. Sie sind nämlich der Meinung, daß sie nach ihrem Ableben auf die Erde als weiße Menschen zurückkehren. Das Wort Tschanga, d. h. Todter, wird im Umkreise des Schwanenflusses allen Europäern ohne Unterschied beigelegt, da man sie für verstorbene Eingeborene hält, die mit einer neuen Farbe wieder auf die Welt gekommen sind.

Mannichfaltiges.



Die Araber essen das Fleisch des Löwen und nach ihrer Behauptung heilen einzelne Theile desselben gewisse Krankheiten. Aber später muß diese leckere Speise gebüßt werden. Denn die Kinder eines Mannes, der Löwenfleisch gegessen hat, sterben fast alle beim Zahnen, weil ihre Zähne zu rasch und kräftig hervorbrechen.

Der Diamant ward von den Griechen der Unbezwingliche (Adamas) genannt, weil man ihn für fähig hielt, allen, auch den härtesten Angriffen zu widerstehen. Die Orientalen machten ihn deshalb zu einem Talisman und die Römer legten ihm geheime Beziehungen zu dem Planeten Mars bei. Aber den inquisitorischen Qualen der gelehrten Neugierde hat der magische Stein unterliegen müssen. Wie hart er auch ist, sodaß er die härtesten Krystalle schneidet und selbst nur mit Diamantstaub polirt werden kann, so kann er doch den Sonnenstrahlen nicht widerstehen, wenn sie künstlich concentrirt werden. Doch gehören dazu, um ihn zu verbrennen, 3000 Grade Fahrenheit. Gleichsam als ob ein solches Kleinod nur da erzeugt werden könnte, wo die Sonne ihre glühendsten Strahlen wirft, hat der Diamant sein Vaterland in den Tropengegenden, in Asien und in Südamerika. Brasilien liefert jährlich gegen 10 — 15 Pfund Diamanten, von denen aber kaum der vierte Theil geschliffen werden kann.

Das Escorial in Spanien, dieses hochberühmte Kloster, etwa acht Meilen von Madrid, am Fuße einer Gebirgskette, ist vielleicht nach den Pyramiden Aegyptens der größte Granitfelsen auf der Erde. Man nennt es auch in Spanien das achte Wunder der Welt; da aber jedes Land in der Regel sein achttes Wunderwerk hat, so gibt es über ein halb Hundert achte Wunder auf der Erde. Das Escorial gewährt nur von weitem einen großartigen Anblick; es erscheint wie ein ungeheurer orientalischer Palast. In der Nähe entspricht es keineswegs Dem, was man erwartet hat.

Das weidende Kameel in der Abendstunde, wenn die am Horizonte der Wüste hinabsinkende Sonne die ganze weite, großartig schauerliche Wildniß mit einem Weichenschimmer überzieht, gewährt einen ebenso anziehenden als malerischen Anblick. Seine abenteuerliche Gestalt, seine tiefgelbe Farbe, sein bedächtiger Gang, sein Straußenhals, den es bald der ganzen Länge nach ausstreckt, bald mit ganz eigener Anmuth einzieht oder umher bewegt, sein sanfter, harmloser Blick — Alles versetzt uns bei seiner Betrachtung unwillkürlich in die frühesten Weltalter, in die Zeit der Patriarchen und Hirtenkönige zurück. Es ist, als wäre da eine ganz andere, bessere Welt und Zeit vor unserm Auge aufgerollt und das Gemüth wird von der eigenthümlichen Schönheit des Anblicks tief ergriffen.

Der Schnee — ein Bedürfniß im Süden. Schon in der Campagne vor Neapel fällt gar kein Schnee oder doch nur höchst selten. Die Leute müssen nach dem Besuv wandern, wenn sie Schnee sehen und haben wollen und der Italiener wandert gern in seine Gebirge, wenn er nur Schnee

haben kann. Denn während Gefrorenes und mit Eis abgekühlte Getränke bei uns Deutschen als Luxusartikel betrachtet werden, die nur Reiche sich verschaffen können, so gehören sie in den südlichen Gegenden, in Neapel und besonders in Sicilien zu den unumgänglichsten Lebensbedürfnissen, von denen Jedermann Gebrauch macht. Jeder Reisende, der das südliche Italien im Sommer besucht, wird wissen, daß Eiswasser einer der köstlichsten Genüsse ist, die man sich verschaffen kann. In der glühenden Hitze des Juni, Juli und August wird selbst der neapolitanische Lazzarone zu jeder körperlichen Anstrengung unfähig, wenn er keinen Schnee hat, um sein Getränk zu kühlen. Gibt man ihm ein Stück zusammengefrorenen blinkenden Schnee, daß er ihn in seinem Glase zergehen lassen kann, so verwandelt sich ihm der schlechteste Wein und das fade Wasser in einen Nektar, den er mit Entzücken trinkt und der neue Kraft in seine Adern gießt.

Die Felsenkugeln auf den Burgmauern in Siebenbürgen. Bis in die neuere Zeit herab herrschte in Richaelsberg in Siebenbürgen die Gewohnheit, daß jedes junge Brautpaar, bevor es zur Trauung in die Kirche zugelassen wurde, einen kugelrunden Sandstein von zwei bis drei Centnern an Gewicht auf die Burg wälzen und auf die Kante der Burgmauer zu stellen und dort zu befestigen hatte. Dergleichen Felskugeln sieht man noch oben auf den Burgmauern und viele drohen alle Augenblicke hinabzurollen. Daher nahm man sie aus Vorsorge weg, da sie bei einem zufälligen Herabstürzen über die jähen Abhänge des Felsenkegels unter den am Fuße desselben gelegenen Wohngebäuden arge Verwüstungen anrichten würden. Andere stürzten von selbst herab, jedoch glücklich in das Innere der Burghöfe, wo sie mit Gras und Moos überzogen liegen. Diese Felsenkugeln mochten früher zur Vertheidigung für die Belagerten ebenso zweckmäßig und nützlich als bei dem donnernden Niederrollen aus der bedeutenden Höhe gegen die heraufstürmenden Feinde verderblich gewesen sein.

Unus non sufficit! d. h. Eine Welt genügt uns nicht! Das ist die stolze Inschrift der spanischen Thaler vom Jahre 1684, die sich in ihrer epigraphischen Kürze auch ohne Zusatz eines Hauptworts zu dem Unus durch das darunter stehende Gepräge erklärt, nämlich beide Hemisphären mit einer Krone darüber und einer Säule dazwischen. Stände jene Inschrift ohne diese Umgebung auf einem Thaler, so könnte man sie nur spasshaft finden, da es Jedem die eigene Erfahrung satfam gelehrt haben dürfte, daß ein einziger Thaler — nicht zureicht.

Tertium datur. Die Herzogin du Maine hatte eine neue Kammerfrau angenommen, die sich in ihren Geschäften sehr linksch benahm. An einem der ersten Morgen in dem neuen Dienstverhältnisse forderte die mit ihrer Toilette beschäftigte Herzogin Puder. Die Kammerfrau ergriff das Kästchen am Deckel und der ganze Puder fiel der Herzogin in den Schoos. Ganz sanft sagte sie: „Wenn Sie etwas anfassien, so muß dies unten geschehen.“ Die Kammerfrau merkte sich die Lection und als die Herzogin bald darauf ihre Geldbörse forderte, hielt sie diese unten fest, daß eine Partie Louisdor auf den Boden rollte. Die Herzogin lächelte und sagte ganz gelassen: „Also wenn Sie etwas angreifen, nehmen Sie es mit beiden Händen in der Mitte.“

Sonderbare Straßennamen kommen in Madrid zum Vorschein. Da gibt es eine Ancha de los peligros (breite Straße der Gefahren), ein Sal si puedes (Gehe hinaus, wenn du kannst), eine Valgame dios (So wahr mir Gott helfe!), eine Infierno (die Hölle) u. dgl. m.